Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Peter Hennemeyer erkennt sich wieder...

Von Kurt Knaak

Es war ein herrlicher Morgen. Die Sommersonne wiegte sich auf der ruhigen See und ruhte auf den schmalen, bleichen Gesichtern der drei Menschen, die sich soeben anschickten, auf dem Balkon des Pensionshauses „Marianne" ihr Frühstück einzunehmen.

Weich war der Wind und so voller Würze, daß der dreijährige Klaus ordentlich beim Trinken seines Kakaos verhoffte, die Tasse absetzte und schließlich aufstand, um in Unwissenheit des gehabten Einflusses voller Freude auszurufen: „Pappi, das ist?" Und damit zeigte er auf die blitzenden Lichtflecke, die in rötlichem Scheine sich auf dem grünlichen Meerwasser schaukelten. Peter Hennemeyer gab ihm zur Antwort, daß dies doch die Sonne sei, die so fein auf dem Wasser spiele, und er, der Klaus, solle nur essen kommen, damit er recht stark werde und nachher tüchtig am Strande sich tummeln könne.

„Ja, tüchtig essen mußt du, Klaus!" wiederholte die junge Frau Hennemeyer und dachte dabei mit einer gewissen Dankbarkeit daran, daß das Schicksal ihrer Familie heuer doch gnädig diese Reise gestattet hatte. Ach ja, nun wollten sie alle drei wieder neue Kräfte sammeln. Wer weiß, ob nächstes Jahr das Geld dazu langte. Sie hatten eine Erholung diesmal alle drei so nötig. Vier volle Wochen Erholung waren eine schöne Zeit, dachte das Weib und erging sich in freudvollem Plänemachen. Vier Wochen nichts tun, bloß immer essen, Zeitung lesen, ruhen, spazierengehen, sich sonnen und baden, wieder essen und wieder ruhen, das bedeutete Peter Hennemeyer eigentlich nichts Erhebendes. Wie er solch endlos lange Zeitspanne ohne Langeweile überstehen würde, war ihm noch nicht ganz klar. Er hatte ja ins Gebirge fahren wollen, wo man ein bißchen Ausflüge unternehmen und Steigetouren einschalten konnte, allein Kläres Wille war eben stärker gewesen. Gestern war er mit seiner Familie nun erst in diesem kleinen Badeorte abgestiegen. Wie sollte dies wohl enden, obwohl er es bei den Wirtsleuten gut angetroffen hatte?

Es dachte der Mann und hatte dabei gar nicht mit dem Willen seines kleinen Sprößlings gerechnet.

Kaum fühlte sich der Klaus gesättigt, so hatte er schon Eimerchen, Schaufel und Blechformen aus der Ecke des Zimmers hervorgesucht und bat laut unter nicht endenwollendem Geklapper: „Pappi, komm, Kuchen backen!" Da half kein Sträuben und Vertrösten, der große Hennemeyer mußte dem kleinen alsbald folgen und war sich noch gar nicht so recht klar darüber, wie das Spiel begonnen werden sollte.

Ein Weilchen sah der Vater dem begeisterten Schaffen seines Sohnes zu. Er hatte noch zuviel Abstand von dem Kinde. Man sollte es einfach nicht glauben, wie die Berufsarbeit einen Menschen zum Fronknecht machen kann, so daß er all das lebendige Glück, das ihn in seiner Familie und in der Natur auf Schritt und Tritt umgibt, vor lauter Hast und Abgespanntheit kaum noch sieht, viel weniger noch empfindet. So ähnlich war es Peter Hennemeyer bisher ergangen. Die Sorge um seinen Jungen hatte er wohl oder übel einzig und allein seiner Frau überlassen müssen. Er war stets froh gewesen, bei seiner täglich späten Heimkehr vom Geschäft den Jungen schlafend zu finden, um ungestört zu sein. Dabei hatte er sein Kind über alle Maßen gern, füllte monatlich gewissenhaft dessen Sparbuch mit einem ansehnlichen Betrage auf, kaufte Spielzeug und gedachte seiner oft mit unerwarteten, freudvollen Ueberraschungen, aber die Muße des glückhaften Sichversenkens in die Seele seines Kindes hatte er bislang nur selten aufbringen können.

Der kleine Klaus hatte ein Weilchen mit der Schaufel im Sande ohne Ziel und Systematik Löcher gegraben. Hennemeyer hatte dabei gestanden, zur See hinausgeblickt, hatte sich des öfteren wieder umgewandt, um einsamen Spaziergängern nachzuschauen oder das Panorama des kleinen Badeortes, der sich rings um den Strandbogen entlangzog, zu bewundern.

Da fing das Kind zu weinen an und fiel in den Sand. Der kleine Klaus hatte sich mit dem Spaten nämlich den Knöchel empfindlich geschlagen. Der Vater bückte sich geflissentlich zu der getroffenen Stelle herab, konnte er doch sehr wohl den Schmerz mitfühlen. Er pustete und kühlte das Bein mit einem ins Meerwasser getauchten Taschentuch und siehe da, bald huschte über das Gesicht des kleinen Klaus ein Lächeln. Da stand er nun vor dem Vater in seiner ganzen Hilflosigkeit und schaute ihn bittend aus seinen treuherzigen Augen an, er möchte ihm nun auch weiterhin beim Spiel behilflich sein.

Löcher schaufeln und Kuchen backen mochte das Kerlchen nicht mehr, ja, was konnte man denn sonst noch mit Sand und einem Spaten schon Rechtes anfangen? „Pappi, du Kuchen backen?" fragte der Klaus. Schnell überlegte der Vater und war sofort mit Feuereifer dabei.

„Etwas Schönes wollen wir bauen!" sprach er zum Klaus, griff nach dem Spaten, schippte lange Kanäle aus, ließ vom Klaus Holzstückchen zusammentragen, und dann baute man Brücken und Stege, ließ Schiffe aufs Wasser und errichtete Türme für die neuerstandene Seefestung. Wenn der Wind stärker kam, drückte er in die Papiersegel der leichten Fahrzeuge und trieb sie ein Stück. Den Grund dafür hatte der Kleine bald weg und klatschte allemal vor Freude in die Hände.

Als die Mutter nach Stunden an den Strand herunterkam, hatten sie weder Vater noch Sohn bemerkt. Erst als sie vor ihnen stand, wußte man von ihrer Anwesenheit, so sehr hatte die beiden Hennemeyers die Arbeit um ein gemeinsames Werk in Anspruch genommen, nämlich das Spiel.

Inzwischen hatte der Klaus ein Messer im Sand gefunden, und ehe es der Vater versah, ging das Bürschchen daran, die Brettchenschiffe auszuhöhlen. Peter Hennemeyer nahm ihm das Gewaffen weg. Darüber war der Junge untröstlich. Zuletzt hob ihn der Vater zu sich auf den Schoß, streichelte ihm über das blondgelockte Haar und sah ihm ins Gesicht. Wie da die Augen des kleinen Baumeisters glühten! Unbändigte Lebenskraft steckte darin, die sich nicht ohne weiteres zufriedengab, wenn er etwas verloren hatte, die aber ganz besonders danach trachtete, wiederzugewinnen, wenn man ihm etwas genommen hatte. Immer und immer wieder verlangte Klaus nach dem Messer. Peter Hennemeyer sah im Augenblick des hellsten Sonnenleuchtens in seinen blauen Guckalternen sich selbst, und während er sich noch betrachtete, wußte er sich auch ganz eins mit seinem Jungen. Dies war ihm noch nie so deutlich geworden wie heute, daß er im kleinen Klaus sich als Persönlichkeit wiederfand, der Junge war Fleisch und Blut, ein Stück von ihm!

Ueberwältigt voller Freude drückte er das Kerlchen an sich. Dann gingen die beiden von der Mutter fort in den Strandwald hinter den Dünen, wo die Kiefern dicke Borke trugen. Rindenschiffchen wollte Peter Hennemeyer seinem Jungen dort schnitzen lehren. War das ein Spaß! Vorneweg lief der Klaus, der Vater eilends hinterdrein, von den Blicken der glücklichen Mutter begleitet.

Vier Wochen schönes Wetter hatte sie sich beim Wettergott gewünscht, Peter Hennemeyer nicht weniger. Er ist nämlich wieder zum Kind geworden. Morgen will er mit Klaus eine Burg bauen, Blaubeeren wollen sie suchen, rudern möchten sie gern, alles in allem, sie haben sich so viel vorgenommen, die Zeit wird wohl kaum dafür reichen!

Pflegemütterchen wurde schon sehnsüchtig erwartet Photo Weltbilderdienst M

Paul Alkasch kehrt um...

Als der Maurer Paul Alkasch vom Bau heimging und den Lohn in blanken Silberstücken in der Tasche klimpern hörte, machte er große, beschwingte Schritte. Gestern abend hatte ihm die Frau Kartoffeln mit Quark vorgesetzt, und als er fragend aufgeblickt hatte, was das solle, hatte sie geantwortet: „Mein Geld ist zu Ende. Ich habe für den Jungen die Schuhe besohlen lassen müssen." Ein Kreuz war das mit dem Geld. Niemals reichte es. Immer mußte man von einem Lohntag zum andern zerren.

„Na, Paul, wie ist's?" sprach ihn ein Kamerad an. „Wollen wir ein Glas Bier trinken?"

„Ich möchte heim," antwortete Alkasch.

„Kommst noch früh genug zu deiner Alten," lachte der Freund. „Oder hast du Angst vor ihr?"

Alkasch ging mit. Er trank ein Glas und noch eins und noch eins. Auch beim Skat hatte er eine Mark verloren. Verdammt noch mal! Die Frau wird wieder ihr trauriges Gesicht machen, wenn er das Geld abliefert. Das war es ja. Wenn sie ihm Vorwürfe machte, wenn sie harte Worte gegen ihn sagte, man könnte sich dagegen wehren, man könnte aufbrausen und mit einem kräftigen Schlag auf den Tisch sein böses Gewissen besänftigen. Aber diese Schweigsamkeit mit der Duldermiene machte, daß man sich wie ein geprügelter Hund vorkam.

„Na, nun gehen wir mal heim zu unsern Drachen!" sagte der Kamerad. „Da hat man sich nun die ganze Woche geplagt, dann gibt man den Zimmt hin, und für unsereins bleibt nichts. Man möchte manchmal so richtig dreinschlagen. Dreck, das Ganze. Du, ich weiß eine kleine Weinstube. Famose Kellnerin. Mal was anderes. Vielleicht sind auch sonst noch ein paar Mädchen da. Kommst mit?"

„Nein, ich brauche mein Geld für was Besseres."

„Besseres? Daß deine Gören was anzuziehen haben, was? Wird geflickt, die Hose, wenn sie zerrissen ist. Geht auch. Komm, geh schon mit."

Und Paul Alkasch geht auch mit. Eine üppige Blondine empfing die beiden. „Schoppen? Aber meine Herren, wir haben so billigen Flaschenwein."

Also bestellte man eine Flasche. Und die Kellnerin trank mit. „Verheiratet?" fragte sie. „Na, man will auch mal was fürs Herze haben, nicht wahr? Prost!"

Das heisere Lachen des Mädchens verdroß Alkasch.

„Na, entschuldigen Sie man", sagte die Blonde im frechen Ton. „Ich will Sie nicht um Ihre Unschuld bringen."

In diesem Augenblick sah Alkasch zum Fenster hinaus. Drüben stand eine Frau mit einem kleinen Mädel. Eine schlichte, ärmlich gekleidete Frau. Auch das Mädel hatte ein dünnes, fadenscheiniges und schlecht sitzendes Mäntelchen an. Konnte es nicht seine Frau und sein Mädel sein? Sie blickten beide die Straße entlang, als ob sie jemand erwarteten. Auch seine Frau wird am Fenster stehen und nach ihm mit bangen Blick Ausschau halten. Und er saß hier und verlumpte das Geld mit einem frechen Frauenzimmer, das über ihn lachte. Ein Ekel stieg in ihm hoch.

Er stand auf. „Zahlen".

„Aber, mein Lieber, Sie werden uns doch nicht verlassen wollen."

„Zahlen!" wiederholte Alkasch.

Ganz genau rechnete er ab. Auch mit sich selbst. Dann ging er ohne Gruß davon. Den Kopf hielt er tief gesenkt.

Als er zu seiner Wohnung emporstieg, blieb er mehrere Male stehen. Er mußte sich am Geländer festhalten.

Als er die Vorsaaltür aufschloß, kam ihm sein Mädel entgegengestürmt. „Wir haben auf dich gewartet, Vater!" sagte sie und umschlang ihn mit beiden Armen. Er nahm das Kind empor und drückte es fest an seine Brust, daß es sagte: „Au, du tust mir weh!"

Dann zog er seine Frau an sich. „Du, es war das letzte Mal, glaub' mir."

Sie fragte nicht. Sie blickte ihm nur in die Augen und sagte: „Komm, sonst wird das Essen ganz kalt." O. S.

Ann-Christin liebt nur einmal

ROMAN VON SUSI TEUBNER

5. Fortsetzung

Aber Zeit wurde es, darüber Gewißheit zu erlangen. Ja — und dann mußte man die Frau in die nötigen Unannehmlichkeiten stürzen, um sie gefügig zu machen. Herrgott, würde sich diese Frau zum Hochstapeln eignen! Aber dazu mußte sie halt erst ein wenig Polizei, Gericht und ähnliche Einrichtungen kennengelernt haben. Dann würde es schon klappen. Es wird klappen!

Mit diesem festen Willen wachte Harry Karthesius an diesem Morgen auf.

Ann-Christin dagegen wachte seltsam bedrückt auf. Sie streckte sich, sie rieb sich die Augen, sie dehnte sich, aber es war ihr nicht recht behaglich dabei. Bevor sie zur Ueberlegung kam, was sie wohl Unangenehmes geträumt haben mochte, was überhaupt mit ihr los war, klopfte es. Die gute alte Marie schlurfte auf ihren unmöglichen Pantoffeln mit dem Frühstückstablett herein. Darauf stand Ann-Christins geliebtes Bauernservice.

Eigentlich paßte die grobe, grüne Tasse, diese dicke Kanne gar nicht in dieses zartgrüne Schlafzimmer und auch gar nicht zu ihr selbst. Wenn sie mit ihren schlanken, langen Fingern die kleine Milchkanne anfaßte, hatte man direkt die Empfindung, schnell zufassen zu müssen; denn dieses Bauernkännchen mußte ja einfach zu schwer sein für diese schöne Hand, die aussah, als ob sie sogar für das tägliche Leben viel zu schwach wäre. Aber — Bauernservice hatte Ernesto so gern gehabt . . .

„Was sagst Du bloß, Marie, zu Deiner längst ausgewachsenen Ann-Christin? Bringt einfach um Mitternacht jungen, jüngsten Herrenbesuch mit.""

„Hab nischt gehört", antwortete die alte Marie, aber mit einem höchst mißfälligen Gesicht, denn sie hatte wohl die Asche und die leeren Gläser gesehen.

„Aber gerochen hast es, was? Daher" — Ann-Christins langer weißer Zeigefinger tippte an ihre Stirn — „daher wird mir wohl so komisch sein. Dieser Rauch- und Alkoholdunst zieht aus unsern niedrigen Zimmern aber auch zu schwer heraus. Und ich war so müde, ach so müde war ich, viel zu müde für die U-Strichelchen überhaupt, daß ich sicher nur fünf Minuten das Fenster aufgerissen habe."

„Hab och nischt gerochen", brummte Marie weiter. „Das weißt' doch." Bei manchen Anlässen duzte Marie die alte, kleine, große Ann-Christin Reinhardt, Frau von Decken; denn für die Marie blieb Ann-Christin eben verheiratet. Was ihr richtiger Mann war, das war der Herr Ernesto.

Das linke Bein etwas nachziehend, verließ sie das Zimmer und ließ Ann-Christin grübelnd zurück. Grübelnd über den gestrigen Abend, wobei sie sowohl das Vorhandensein wie auch alle übrigen damit zusammenhängenden Umstände der wundervollen Perlenschnur möglichst umging. Jedesmal, wenn in ihrer Erinnerung notgedrungen das Stichwort Kette fallen mußte, schob sie schnell ein braunes Brötchen in den Mund, freute sich, wie knusprig so ein morgendlicher Knüppel schmeckte und lenkte ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Ei, damit es ja nicht auf die seidengrüne Bettsteppdecke unpassende Flecke machte.

Zwölf Stunden später, am Abend des gleichen Tages, natürlich gerade zum ungeeignetesten Zeitpunkt, fiel Ann-Christin der Besitz der Perlen wieder ein. Sie hatte ein pfauenblaues Velourkleid angezogen. Ein Stilkleid war es. Eng umschloß es ihre zerbrechlich wirkende Taille. Der Rock fiel weit um ihre schlanken langen Beine. Hochgeschlossen und einfach war das Kleid. So einfach, daß es schon wieder raffiniert war. Nur schöner Schmuck fehlte.

Die Frau stand vor ihrem Spiegel. In der Hand hielt sie ein Schmuckkästchen und probierte die Korallenkette, versuchte dann eine Brillantnadel vorn hinzustecken. Alles gefiel ihr nicht recht. Da war doch auch diese merkwürdige Perlenschnur!

Und nun war nicht mehr viel Ueberlegung dabei. Sie ergriff ihre Abendhandtasche, das Seidenpapier knisterte, und kaum eine Sekunde später lag die Kette um Ann-Ch.istins Hals. Phantastisch schön wirkte der Schmuck auf dem tiefen Blau des Kleides. Es war, als wären Tränen erstarrt, die matt glitzerten.

Das war zur selben Stunde, als Harry Karthesius ebenfalls einen letzten wohlgefälligen Blick auf seinen gutsitzenden Teeanzug warf.

Diese beiden zum abendlichen Ausgehen in dieselbe Gesellschaft gekleideten Menschen hatten sich nicht etwa verabredet. Nein, aber sie trafen sich dann doch auf dem musikalischen Abend im Hause Direktor Gronerts. Denn der schöne Harry wußte, wie man sein Glück korrigiert, wußte, daß man im Hause Gronert Frau Ann-Christin treffen konnte und hatte sich eine Einladung verschafft.

Der riesige Kronleuchter aus geschliffenem Glas strahlte vieltausendfältiges Licht auf das geräumige stilechte Biedermeierzimmer der Kurfürstendammwohnung Direktor Gronerts. Nichts von moderner Sachlichkeit; reich, überreich war der Raum an all den kleinen unnützen Dingen von Bildern, Kissen, die ein Zimmer warm und behaglich machen. So warm und liebevoll, wie es die Wirte, Direktor Gronert und seine Frau, selber waren.

Jung sahen sie nicht mehr aus, vielmehr wirklich, wie aus jener Biedermeiermöbelzeit. Kinder hatten sie keine, aber Geld hatten sie. Sie adoptierten ein Mädelchen, nicht wahllos irgendein kleines Kind, sondern die Tochter eines ihrer Mechaniker,

Zeichnung Kießlich M

Phantastisch schön wirkte der Schmuck ...—

der 13 Kinder durchzubringen hatte. Die kleine Inge war gesund und artig. Hübsch war sie eigentlich nicht, aber mit des Stiefpapas Geld konnte sie sich recht hübsch zurechtmachen. Und sie war begabt, unerhört musikalisch begabt. Ihre Stimme schwang wie ein wunderbarer Glockenton in jedem Raum. Bei Frau von Decken hatte sie Gesangunterricht. Und sie hing mit schwärmerischer Liebe an dieser schönen, geschiedenen, dieser interessanten Frau.

Die Eltern Gronerts aber freuten sich, durch diese Stunden nicht nur ihr Töchterchen Inge froh zu machen, sondern wollten gern darüber hinaus auch der tapferen Frau Ann-Christin helfen. Sie richteten musikalische Abende ein, zogen unbekannte Künstler heran und gaben ihnen Gelegenheit, kleine musikalische Wettkämpfe auszufechten. Dazu luden sie entsprechendes Publikum ein. Wohlhabendes und musikliebendes, wichtige Presseleute oder künstlerische Agenten, um ihren Schützlingen die Möglichkeit zu einem Start in die Oeffentlichkeit zu geben.

Ann-Christin trat durch die hohe, breite Tür unter die vielen geladenen Menschen. Suchend sah sie sich nach ihren Gastgebern um. Da stürzte die junge Inge auf sie zu und hing sich in ihren Arm. Direktor Gronert begrüßte Ann-Christin mit der stets sympathisch wirkenden Höflichkeit des Kavaliers aus alter Schule, und Frau Gronert reichte ihr die wohlgepflegte Rechte. Sie war kleiner als Ann-Christin. Es war aber, als guckte die größere zu der alten Dame auf, die trotz ihres schneeweißen Haares noch jugendlich wirkte. Das machten die goldbraunen Augen. Wenn sie sich freute, dann meinte man lauter kleine goldene Funken wie Sonnenstrahlen in ihnen hin- und herhüpfen zu sehen. Und auch wenn sie böse war oder traurig erschienen die goldenen Tupfen in den braunen Augen. Aber denn war es wie ein Irrlichtern. Ann-Christin mochte immerzu in diese Augen schauen, und dachte dann bei sich: zu dieser Frau würde ich gehen wie zu einer Mutter, wenn ich einmal gar nicht mehr ein noch aus wüßte. Jetzt war das nicht so, noch nicht so.

Ann-Christin hatte auch gar nicht Zeit, sich an dem Glanz dieser Augen zu wärmen, sie war sofort von vielen Menschen umringt. Jeder Kollege wollte ihr die Hand drücken. Jeder Mann freute sich, sie zu sehen und auch ein paar Frauen. Bei weitem nicht jede Frau. Ann-Christin war nicht der Typ, dem auch weibliche Herzen zufliegen. Ann-Christin war dazu — man möchte sagen — zu interessant. Frauen, die Ann-Christin leiden mochten, waren sehr alt oder sehr jung oder sehr klug. Jedenfalls so klug, daß sie wußten oder zumindestens empfanden: diese Frau, die so interessant gefunden wird, ist im Grunde auch nur ein armes Hascherl wie wir, mit dem das Leben spielt und dem das Leben mitspielt.

„Ich bin entzückt, meine Gnädigste, Sie wiederzufinden", sprach plötzlich eine Ann-Christin irgendwie bekannte Stimme. Sie sah einen dunklen Haarschopf mit leichter Lichtung auf dem Hinterkopf sich vor ihr neigen, höflich reichte sie ihre Hand, ihr blauer Spitzenhandschuh wurde etwas zurückgeschoben und ein Kuß auf ihren Handrücken gedrückt. Ungezogen wirkte es nicht. Man konnte gerade noch das Wort diskret dafür gebrauchen, aber Ann-Christin fühlte sich doch unsympathisch berührt. Und als sich der Kavalier hochrichtete, sie in das Gesicht dieses — wie hieß er doch — ihr nicht ganz unbekannten Menschen blickte, runzelte sie leicht die feinen Augenbrauen. Und sie sagte:

„Ich wüßte nicht, woher Sie den Vorzug haben, mich zu kennen."

Leider stimmte das. Denn wenn sie sich an den aufdringlichen Herrn im Café erinnert hätte, dann wäre ihr vielleicht das Erlebnis mit der Perlenkette nicht immer nur im Zusammenhang mit dem Polizeileutnant Robert Walter eingefallen. So aber hatte sie unabsichtlich erreicht, daß noch mehr Triumph, noch mehr, als nur über den Anblick der Kette auf dem blauen Samt in Harry Karthesius' Augen auftauchte. Er vergaß sogar ganz, daß sich eigentlich seine Eitelkeit getroffen fühlen mußte, wenn man ihn, den schönen Harry, nicht wiedererkannte. So viel vorteilhafter schien es ihm eine für ihn günstige Entwicklung zu sein, daß sich die Frau nicht mehr an ihre Bekanntschaft in dem Café erinnerte.

„Das will ich Ihnen gern glauben, gnädige Frau. Ich allerdings werde es wohl nie vergessen, wie ich mich schon einmal vor Ihnen verbeugen durfte. Es war auf dem Abschiedskonzert, das Sie in Hamburg gaben."

Herr Dr. Karthesius wußte gut über Frau von Decken-Reinhardts Leben Bescheid. Er kannte die Namen von 80 vom Hundert ihrer Bekannten, ihrer Schülerinnen. Er wußte im allgemeinen, wo sie hinging, wer zu ihr kam — außer allerdings von dem Besuch am gestrigen Abend. Von dem wußte er nichts. Und gerade der hätte ihn bestimmt in höchst peinlicher Weise interessiert. So aber ahnte er nichts von dem hemmenden Moment, das der kleine Polizeileutnant für ihn bedeuten sollte. Vielmehr war der schöne Harry ganz groß in Form, die „Festung Ann-Christin" im Sturm zu nehmen, was ihm aber doch nicht allzu schnell glücken sollte, denn Ann-Christin wandte sich ziemlich brüsk ab. Sie war selbst erstaunt darüber, daß ihr dieses Kompliment über ihren früheren Ruhm so wenig Freude, nicht einmal Befriedigung bereitete. Ja, in einer gewissen unbegreiflichen Verlegenheit faßte sie mit der linken Hand an den Halsausschnitt und berührte gerade dabei die Perlen. Eigenartig, dachte sie, wenn mir schon nicht behaglich zumute ist, irgendwie muß ich dann auch noch an die Perlen erinnert werden, und sie war froh, als sie gleich wieder angesprochen wurde.

Es war ein sympathischer, junger Geigenspieler, der recht viel konnte und mit dem sie sich überhaupt gern unterhielt, der sie eben fragte:

„Was werden Sie heute singen, gnädige Frau?"

„Ach, ich weiß selbst noch nicht. Geben Sie einen Rat; leichte oder schwere Sachen." Ann-Christin sah sich nachdenklich im Kreise um.

„Sie betrachten das Publikum, Sie überlegen also, ob es mehr auf den Wert oder auf die Wirkung des Vortrags ankommt."

„Dann bin ich heute für Wirkung."

Der junge Künstler machte ein langes Gesicht: „Also für Alltagsentspannung, für solide Durchschnittskunst."

„Glauben Sie nicht, daß das auch sein muß, und zwar nicht nur deswegen, weil die Kunst nach Brot geht, sondern weil auch Alltagsstimmung als Erholung naturnotwendig ist?"

„Das wohl", bequemte er sich zuzugeben, es muß eine Kunst geben, die Handwerk ist, und eine Kunst, die Auswahl ist, ungewöhnlich und überragend. Bei den Dichtern zum Beispiel sind Iffland und Kotzebue der Boden gewesen, auf dem sich sozusagen das Gebirge Goethe, Schiller und Kleist erheben konnten. Das Genie schafft sich zwar seine eigenen Regeln, aber es kann von der Allgemeinheit nur verstanden werden, wenn der Untergrund bereits vorbearbeitet ist, und von ihm benutzt, umgebildet, umgeschmolzen werden kann."

„Ganz recht, die Wegebauer müssen da sein. Aber schön ist es doch, wem gegeben wurde, in die Tiefe oder auf die Berge zu steigen, irgendwie geläutert zu werden und dann neu Geglühtes, neu Gehärtetes zu schaffen."

„Sie sind ja in dickster Kunstphilosophie begriffen!" mischte sich ein dritter junger Kunstbeflissener in das Gespräch.

„Ja, und das, obwohl ich gelegentlich nur gefragt wurde, was ich heute singen wollte."

„Und dabei mußt du uns nun eben stören", ereiferte sich der Geigenspieler mit einem naiven Egoismus, wie er so ausgeprägt fast nur Künstlern eigen ist. „Es unterhält sich so gut mit Frau von Decken."

Ann-Christin lachte leicht: „Aber ich hoffe, nicht nur zu zweien, sondern auch nun zu dreien."

„Nein, zu zweien unterhält es sich immer am besten."

„So so, allgemein gesprochen."

„Doch mit Ihnen ganz besonders gut", beharrte der junge Mann eigensinnig und wirklich nicht mit der Absicht, eine Schmeichelei zu sagen.

Aus dem Nebenzimmer erklang plötzlich ein Tusch. „In Ermangelung eines livrierten Dieners mit Ansagestock", sagte Frau Gronert, „wir haben doch größere Freude, zwei liebe Gäste mehr bei uns zu haben, als einen Diener — und zu beidem reicht's auch bei uns nicht mehr."

Das glaubte keiner. Die Gäste überlegten es sich allerdings auch nicht. Direktor Gronert galt als reich, aber auch als anständig, das war das Wesentliche. Wie reich er wirklich war, war ihnen gleichgültig. Sie hätten gestaunt, wenn sie gewußt hätten, daß Frau Gronert ihre schöne Gastfreiheit mit manchmal recht schwierigen Rechnereien richtig ausbalancieren mußte. Die junge Inge wußte darum und unterstützte die geliebte Pflegemama bei Sparnotwendigkeiten, die es auch im Leben reicher Leute gibt — besonders bei reichen, die im guten Sinne reicher erscheinen als sie sind.

Turmhäuser donnern den Straßenlärm wider. Lautsprecher brüllen, Autos schwirren durch schmale Straßenschluchten — das ganze eine Riesenfontäne von Gebrüll. Und in den Gesichtern der Menschen steht geschrieben: so ein schöner Lärm! Das sind die Großstädte Südamerikas.

Ernst von Decken stand am Fenster seines Hotelzimmers. Auf dem Schreibtisch lagen angefangene Manuskripte. Seit er Lore Buchhöfer kennengelernt hatte, konnte er nicht mehr arbeiten. Er möchte sie wiedersehen, aber immer, wenn er die Schritte zu ihrem Hause lenkt, hört er ihre Worte, halb ironisch, halb sentimental: „Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein."

Dann geht er wieder zum Hotel zurück, setzt sich vor seine Arbeit und grübelt: das Mädel kann recht haben. Frauen haben Instinkt dafür, ob etwas gut wird oder nicht. Aber wir sind doch unter dem gleichen Sternbild geboren. Sie hat im Oktober Geburtstag, ich im Januar. Vielleicht würden wir uns darum zu sehr lieben müssen! Kann man das? Was meinte Ann-Christin doch dazu? Sie dachte zu menschlich, in jeder Beziehung. Das war ihr Fehler. Ernst dachte gern an Ann-Christins Fehler, es wurden nur immer weniger, je länger er von ihr entfernt war.

Fortsetzung folgt